Hat Migration Deutschland wirklich unsicherer gemacht?

Kurze Antwort: Ja. Aber deshalb ist es kein unsicheres Land. Wir lasen alle wichtigen Studien, sprachen mit führenden Experten. Und erklären, was die Zahlen nicht zeigen.

Von Philipp Daum, DIE ZEIT, 28.12.2025

1. Angst

Frank Urbaniok hat ein Mikrofon vor sich auf dem Tisch aufgebaut. Es ist nicht das erste Videointerview, das er heute gibt. Gerade wollte eine Zeitung ein Statement zu neuen Kriminalitätsstatistiken aus Nordrhein-Westfalen von ihm.

Er trägt einen schwarzen Anzug, eine schmale Brille und einen Ohrring, womit er gleichzeitig smart und streng aussieht. Frank Urbaniok ist der wohl bekannteste forensische Psychiater der Schweiz. Früher war er Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes des Zürcher Justizvollzugs. Er erstellte Risikobeurteilungen für Sexualverbrecher und Mörder. An die 5.000 Straftäter hat er in seiner Karriere gesehen. »Gutachter des Bösen«, so hieß er im Schweizer Fernsehen einmal.

Irgendwann im Laufe seiner Karriere, erzählt Urbaniok, stach ihm eine Sache ins Auge: dass ein Großteil der Straftäter, denen er begegnete, einen Migrationshintergrund hatte. »Das kann man gar nicht nicht bemerken«, sagt er. Ihm seien schon viele, viele Menschen begegnet, Polizisten, Staatsanwälte, denen das ebenso aufgefallen sei, aber die sich nicht trauten, öffentlich darüber zu reden. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie falsch ich das finde«, sagt Urbaniok.

Deshalb habe er dieses Buch geschrieben.

Das Buch, um das es geht, heißt: *Schattenseiten der Migration*, es zeigt ein Messer auf dem Cover. Erschienen ist es im Schweizer Kleinverlag Voima. Laut

Urbaniok sind viele interessierte Verlage am Ende aus Furcht vor der öffentlichen Reaktion abgesprungen. Frank Urbaniok hat sich in diesem Buch durch Kriminalstatistiken der deutschsprachigen Länder gewühlt und ermittelt, wie häufig Menschen mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft Taten wie Raub, Körperverletzung, Vergewaltigung und Mord verdächtigt werden. Dann hat er diese Taten ins Verhältnis zum jeweiligen Bevölkerungsanteil gesetzt und eine Rate berechnet: Wie viel häufiger fallen Menschen mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft auf als Inländer? In den vielen Tabellen, die sich durch Urbanioks Buch ziehen, stehen spektakuläre Zahlen:

Sexualdelikte, Syrer: +517 Prozent
Körperverletzung, Algerier: +1.869 Prozent
Gefährliche Körperverletzung, Afghanen: +723 Prozent

Urbaniok stützt seine Analyse auf Statistiken über Tatverdächtige, verurteilte Straftäter und Gefängnisinsassen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. In allen drei Ländern habe er das gleiche Muster gefunden: Täter aus Osteuropa und dem Balkan seien drei- bis vierfach überrepräsentiert. »Aber sobald Sie zum Beispiel nach Nordafrika oder bestimmte arabische und afrikanische Länder gucken – dann explodieren die Zahlen.«

Urbaniok folgert, dass die Gewalt durch »kulturspezifische Prägungen« verursacht werde. In diesen Ländern gebe es eine größere Bereitschaft, Konflikte mit Gewalt zu lösen, gewaltfördernde Rollenbilder seien weitverbreitet, und westliche Werte würden oft abgelehnt. »Es ist nicht der Pass«, sagt Urbaniok. »Der Pass ist ein Proxy. Er korreliert mit bestimmten Haltungen, die in diesen Regionen häufig sind.«

Urbaniok sagt, es sei nicht einfach gewesen, an aussagekräftige Zahlen zu kommen. Er glaubt, dass das kein Zufall sei. Es gebe viele, schreibt er in seinem Buch, die glauben, »man müsse die empfindsame Bevölkerung vor diesen garstigen Zahlen schützen«. Er sagt: »Wir müssen uns über die Fakten ehrlich machen. Diese Zahlen sind inakzeptabel.«

Hat Frank Urbaniok recht? 48 Prozent der Deutschen glauben laut einer Allensbach-Umfrage, dass die Kriminalität durch die Zuwanderung von Flüchtlingen stark zugenommen habe. Aber spiegelt das die Wirklichkeit wider?

2. Die Kriminalität der anderen

60 Jahre vor Frank Urbaniok schrieb ein Forscher namens Eberhard Nann seine Doktorarbeit über die *Kriminalität der italienischen Gastarbeiter im Spiegel der Ausländerkriminalität*; 207 Seiten, die er seinen Eltern widmete. Es war das Jahr 1967, seit einem Jahrzehnt waren Arbeitsmigranten nach Deutschland gekommen, die ersten von ihnen aus Italien. In den Zeitungen gab es bald Berichte über Messerstechereien.

In seiner Doktorarbeit berechnete Nann, ähnlich wie Frank Urbaniok heute, wie oft Italiener im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil Verbrechen begingen, und kam zu dem Schluss, dass sie für fünfmal so viele Raube, Körperverletzungen und Tötungsdelikte und viermal so viele Sexualdelikte verantwortlich waren wie Deutsche. Nann schrieb, dass das daran liegen könne, dass die Italiener meist junge Männer waren, alleinstehend, mit wenig Bildung. Es könnten aber auch »Anpassungsprobleme, Volkscharakter, Sitte und Temperament des Südländers im Hinblick auf die Gewaltkriminalität eine gewisse Rolle spielen«.

Noch einmal 60 Jahre früher, 1907, beklagte sich der Abgeordnete Karl Rabe von Pappenheim im preußischen Abgeordnetenhaus. In die Industrieregionen des Kaiserreichs waren viele Polen, Kroaten, Bosnier und Serben gezogen, um Arbeit zu finden. In diesen Gegenden, sagte Rabe von Pappenheim, »wagt kaum noch ein weibliches Wesen, sich allein auf öffentlicher Straße nach Eintritt der Dunkelheit sehen zu lassen, weil sie überall den schwersten Belästigungen und direkten Angriffen ausgesetzt sind«. Es war eine frühe Form der Stadtbild-Debatte.

Etwa zur selben Zeit stellte der italienische Kriminologe Cesare Lombroso die Theorie auf, dass manche Menschen »geborene Verbrecher« seien und Kriminalität ein biologisches Merkmal, das sich vererbe. Für viele seiner Zeitgenossen waren »Rasse« oder die »Zugehörigkeit zum Volksstamm« dabei ausschlaggebend: *Die sind halt so*.

Besonders in den Fokus gerieten Polen an den östlichen Rändern des Kaiserreichs, die tatsächlich in den Kriminalstatistiken überrepräsentiert waren. Doch auch die Bayern begingen häufiger Körperverletzungen als andere. Manche Forscher fragten sich, ob das am Glauben liege und Katholiken grundsätzlich krimineller seien als Protestanten. Die Statistiken sprachen ja dafür. Andere argumentierten, es liege nicht am Glauben, sondern an der »Naturwüchsigkeit« der Bayern.

Heute geht es um andere Gruppen. Der Fokus hat sich verschoben. Der Mechanismus aber ist immer noch der gleiche. Italiener sind heute nicht mehr für Messerstechereien bekannt. Polen gelten als "Strebermigranten". Die bayerische Neigung zu Schlägereien ist nicht mal mehr ein Witz. Wie kann das sein, wenn kulturelle Prägungen so ausschlaggebend sind? All die unveränderlichen Charaktereigenschaften gewaltaffiner Völker – was ist mit ihnen passiert?

3. Herausrechnen

Lange Zeit zeigten Studien, dass Babys, die von ihren Müttern gestillt wurden, zu gesünderen und glücklicheren Kindern heranwuchsen als jene, die früher die Flasche bekommen hatten. Sie waren klüger, schlanker, gesünder und psychisch stabiler. Lange glaubte man, dass das Stillen ihnen einen besseren Start ins Leben ermöglicht hatte. *Breast is best.*

Dann fiel zwei US-amerikanischen Soziologen auf, dass das Stillen in Amerika sozialen Mustern folgte. In weißen Familien wurden Babys häufiger gestillt als in Schwarzen, in reicheren häufiger als in ärmeren; Mütter mit Collegeabschluss stillten häufiger als Mütter, die nur die Highschool beendet hatten.

Die Soziologen fragten sich, was passieren würde, wenn man nicht einfach mehr Familien miteinander vergleichen würde, sondern Geschwister derselben Familie, von denen eins gestillt wurde und das andere nicht. Was passierte? In der Studie verringerten sich die langfristigen positiven Effekte des Stillens deutlich. In zehn von elf Parametern waren die Unterschiede nun unter der statistisch signifikanten Schwelle, wie Forscher das nennen. Mit anderen Worten: Das Stillen hatte nichts damit zu tun, dass es diesen Kindern besser ging. All die Unterschiede gingen auf Bildung,

Wohlstand und das Umfeld zurück. Das Wundermittel Stillen hatte sich vor den Augen der Wissenschaftler aufgelöst.

Soziale Phänomene sind unordentlich. Produkte unzähliger Faktoren, die zusammenspielen. Scheinbar klare Zusammenhänge können sich auflösen, wenn man genau genug hinsieht. Das gilt auch für Kriminalstatistiken.

»Die Polizeiliche Kriminalstatistik überschätzt die Kriminalität von Ausländern«, sagt der Kriminologe Dirk Baier. »Das liegt an ihren Konstruktionsbedingungen.« Es ist eine Statistik über Tatverdächtige, und wer als fremd wahrgenommen wird, wird häufiger angezeigt, auch zu Unrecht; und häufiger von der Polizei kontrolliert (PDF). Allerdings werden Migranten nicht nur öfter verdächtigt, sie werden auch öfter verurteilt und sitzen öfter im Gefängnis. Außerdem sind sie auch bei Tötungsdelikten überrepräsentiert, wo die Anzeigenbereitschaft so gut wie keine Rolle spielt. Die Tendenz, die Urbaniok in seinem Buch beschreibt, stimmt.

Aber stimmt seine Ursachenbeschreibung auch? Werden Syrer, Afghanen und Algerier wirklich deshalb öfter straffällig, weil sie kulturell fundamental anders geprägt sind als Deutsche, wie Urbaniok glaubt? Wie viel bleibt von dieser These übrig, wenn man genau hinsieht?

Zeitgenössische Kriminologen reden anders über das Verbrechen als ihre Vorgänger. Sie haben sich die Sprache der Epidemiologen angeeignet. Sie haben einen technischen, nüchternen Blick auf ihre Materie. Sie zählen »Risikofaktoren« auf, die mit Kriminalität verknüpft sind: Sozioökonomischer Status. Arbeitslosigkeit. Familiäre Situation. Psychische Gesundheit. Erfahrung elterlicher Gewalt. Selbstkontrolle. Negative Erfahrungen im Kindesalter.

Es geht um Prägungen und Lebenslage. Ob jemand zuschlägt, wenn er provoziert wird, hat mit seiner Selbstkontrolle zu tun. Aber wenn er in einer Umgebung lebt, die ihn zermürbt und oft auf die Probe stellt, dann steigt sein Risiko, dass er es irgendwann einmal tut.

Dahinter stehen uralte Fragen: Wie formbar sind Menschen? Wie viel Gewalt verschwindet, wenn sich die Umstände verbessern? Mit welchem Maß an Kriminalität muss jede Gesellschaft leben? Deswegen berufen sich Liberale so häufig auf

veränderbare Umstände und Konservative auf Jahrzehnte zäh überdauernde kulturelle Prägungen.

Die größten kriminalitätsfördernden Faktoren aber sind unveränderlich: Alter und Geschlecht.

2015 kamen junge Männer ins Land. Junge Männer, deren Familien sie nach Europa schickten, weil sie fit und mutig genug waren für die gefährliche Flucht übers Mittelmeer. Die Härte der Fluchtrouten führte zu einem Selektionseffekt. Der Kriminologe Christian Walburg hat berechnet, dass der Anteil junger Männer unter den Flüchtlingen vor zehn Jahren viermal so hoch war wie unter der deutschen Gesamtbevölkerung.

Es gibt in der Kriminologie den Begriff der *Age-Crime Curve*, der mathematischen Kurve, die den Zusammenhang zwischen Alter und Delinquenz erklärt. Sie schnellt zu Beginn der Pubertät steil nach oben. Dort bleibt sie bis ins frühe Erwachsenenalter. Dann flacht sie wieder ab. In Deutschland begehen junge erwachsene Männer etwa viermal so viele Gewaltdelikte wie 40- bis 50-Jährige. Und siebenmal so viele wie gleichaltrige Frauen.

Wer also pauschal Flüchtlinge mit Deutschen vergleicht, vergleicht ziemlich viele junge Männer mit ziemlich vielen friedlichen Großmüttern.

Vor ein paar Jahren haben sich Forscher des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen einmal sehr genau angesehen, wer in Schleswig-Holstein in der Kriminalstatistik auftaucht. 2019 wurden dort ungefähr 1,5 Prozent aller Deutschen im Jahr einer Tat verdächtigt. Unter den Nichtdeutschen waren es etwa 4,5 Prozent. Die Tatverdächtigenrate der ansässigen ausländischen Bevölkerung war also etwa dreimal so hoch.

Es geht in diesen Statistiken immer um die Staatsbürgerschaft: Ausländisch sind die, die keinen deutschen Pass haben. Deutsche sind die mit deutschem Pass, egal ob mit oder ohne Migrationshintergrund.

Rechnet man nun die Faktoren Alter und Geschlecht heraus, tut also so, als seien unter der Gruppe der Ausländer ähnlich viele ältere Frauen und ähnlich wenige junge Männer wie in der deutschen Bevölkerung, dann sinkt die ausländische

Tatverdächtigenrate auf etwas über drei Prozent. Bereinigt lag sie also nur noch doppelt so hoch wie die von Deutschen. »Die Tatverdächtigenrate der ausländischen Bevölkerung reduziert sich bei Kontrolle der besonderen Demografie demnach um knapp ein Drittel«, sagt der Kriminologe Christian Walburg.

Ein ganzes Drittel hat also nicht mit Kultur zu tun, sondern schlicht mit Alter und Geschlecht.

Laut Zahlen des Bundeskriminalamts, die etwas genauer sind als die von Frank Urbaniok, haben Deutsche bei Gewaltdelikten (etwa Mord, Raub und schwerer Körperverletzung) eine sogenannte Tatverdächtigenbelastungsziffer von 163. 163 von 100.000 Menschen mit deutschem Pass wurden also im letzten Jahr einer Gewalttat verdächtigt, eineinhalb Zehntel eines Prozents. Unter Syrern lag diese Zahl bei 1.740. Unter Afghanen bei 1.722. Also mehr als zehnmal so hoch.

Wir wissen nicht, wie alt die syrischen oder afghanischen Tatverdächtigen des Jahres 2024 waren. Aber wenn man die Studie über Schleswig-Holstein als Daumenregel nimmt, würde diese Rate um ein Drittel sinken. Das ist keine seriöse Rechnung, aber sie gibt einen Eindruck. Altersbereinigt wären Syrer und Afghanen noch sechs- bis siebenmal so auffällig wie Deutsche.

Aber da ist die Rechnung noch nicht zu Ende.

4. Der Markt des Verbrechens

Der Wirtschaftsprofessor Gary Becker begann, über Kriminalität nachzudenken, als er einmal zu spät zur Prüfung eines Promovierenden kam. Er fragte sich, wie wahrscheinlich es sei, beim Falschparken geschnappt zu werden. Er kalkulierte die Höhe des Strafzettels. Er wog ab, wie viel Mühe und Zeit er aufwenden müsste, weiterzusuchen. Er kam zu dem Schluss, dass es mehr Sinn ergab, falschzuparken. Becker war der Meinung, dass Kriminalität genauso funktioniere. Er schrieb, dass manche Menschen »nicht etwa deshalb zu ›Kriminellen‹ werden, weil sich ihre grundlegende Motivation von der anderer Menschen unterscheidet«, sondern weil es für sie einfach nur sinnvoller als für andere sei, zum Beispiel, weil sie legal nur wenig verdienen könnten.

Der Blick eines Ökonomen kann nicht alles erklären, aber er hilft, um sich ein paar Dinge klarzumachen: Die meisten Menschen sind weder Heilige, die unter keinen Umständen Verbrechen begehen, noch psychopathische Serienmörder. Die Mehrheit befindet sich zwischen diesen beiden Polen und stellt sich öfter mal die Frage: Soll ich? Oder soll ich nicht? Wer anfängt, Drogen zu verkaufen, überlegt sich: Ist der Nutzen größer als in vergleichbaren, legalen Jobs? Ist das Risiko, geschnappt zu werden, verkraftbar?

Der Markt des Verbrechens ist der Einzige unter den Arbeitsmärkten, der keinerlei Eintrittshürden aufstellt. Er bietet die unterste Kategorie von Jobs, die eine Gesellschaft so hat. Wer ist eher geneigt, sich dort umzuschauen? All die, die keine reguläre Arbeit finden, weil sie die Sprache nicht sprechen, weil sie keinen Schulabschluss haben und keine Ausbildung, und alle jene, die gar nicht arbeiten dürfen, zum Beispiel, weil sie keinen Anspruch auf Asyl haben.

Kriminalität ist keine beliebig steigerbare Größe. Man kann nur eine bestimmte Menge Autos stehlen, Drogen verkaufen und Einbrüche begehen. Irgendwann ist die Nachfrage gestillt. Auch dort gibt es also Konkurrenz. Wenn neue Arbeiter dazukommen und ihre Arbeit billiger anbieten als alte, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Alteingesessenen verdrängen. Sie nehmen ihnen ihre Jobs weg.

Zwei Ökonomen, Olivier Marie und Paolo Pinotti, haben diese Hypothese aufgestellt. Sie rechnen sie derzeit am Beispiel der Niederlande durch und haben Hinweise darauf gefunden, dass sich in niederländischen Städten mit dem Zuzug von Migranten die Muster der Kriminalität verschoben haben. Das ist ein bisschen wie ein Tischtuch, an dem von einer Seite gezogen wird: In jenen Vierteln, in die viele Flüchtlinge zogen, begingen die Einheimischen auf einen Schlag weniger Verbrechen. Stattdessen landeten nun die Neuankömmlinge auf den Polizeistationen in Amsterdam, Utrecht und Rotterdam.

Etwas Ähnliches passiert womöglich auch in Deutschland. Es gibt eine ganze Reihe von Migranten, denen Asyl in Deutschland oft verwehrt wird: Wer zum Beispiel aus Marokko, Algerien oder Tunesien kommt, hat wenig Chancen, anerkannt zu

werden. Die Menschen von dort werden meist nur geduldet. Sie haben oft keine Arbeitserlaubnis. Die Kriminalitätsraten von Nordafrikanern gehören zu den höchsten, die in Kriminalstatistiken auftauchen. Das Kulturargument von Frank Urbaniok erklärt dabei nicht einleuchtend, warum das so ist: Ist die algerische Kultur zwei- oder dreimal so gewaltfördernd wie die syrische? Oder treibt nicht doch etwas anderes diese Zahlen in die Höhe?

Eine Erklärung wäre, dass sich viele dieser Menschen schlicht dort in den Arbeitsmarkt integriert haben, wo noch Platz für sie war: auf der illegalen Seite. (Eine andere Erklärung wäre, dass es auch hier Selektionseffekte gab: Denn aus Nordafrika kam ein anderer Ausschnitt der Bevölkerung als aus Syrien, viele junge Männer, die nichts zu verlieren haben.)

Viele der Asylbewerber aus dem Nahen Osten und Nordafrika, die seit 2015 nach Deutschland gekommen sind, sind nur schlecht ausgebildet. Sie verdienen oft nur wenig. Sie sind häufig arbeitslos. All das führt dazu, dass sie öfter am Markt des Verbrechens teilnehmen als andere.

Der Mythos um die Wunderwirkung des Stillens wurde auf genau diese Art entkräftet: mit einem genauen Blick auf die ökonomischen Mechanismen dahinter. Hält das Kulturargument einem solchen Blick stand?

Hier gibt es ein Problem: Es ist gar nicht so einfach zu sehen, wenn die Zahlen zu unpräzise sind. Das ist wie ein Nebel, der alles überlagert. Deutschland erfasst Daten nicht so, dass man mit ihnen exakt beziffern kann, welchen Einfluss die wirtschaftliche Lage von Migranten darauf hat, ob sie Verbrechen begehen.

Es gibt aber ein Land, wo das anders ist: Dänemark. Dänemark ist so was wie der Himmel für Statistiker.

Von dort stammt eine der weltweit größten Langzeitstudien, die sich anschaut, welchen Einfluss die Herkunft und das wirtschaftliche Umfeld darauf haben, ob jemand ein gewaltsames Verbrechen begeht. Die Studie hat sich dafür die Daten der dänischen Statistikbehörde zunutze gemacht, die so detailliert sind wie wohl nirgendwo sonst.

Die dänischen Wissenschaftler verfolgten beinahe zwei Millionen Menschen über vier Jahrzehnte hinweg. Wenn jemand ein Verbrechen beging, konnten sie zum Beispiel

sehen, welches Einkommen die Eltern des Kriminellen hatten, welchen Bildungsabschluss und ob sie Sozialhilfe bezogen hatten. Dinge, die in deutschen Kriminalstatistiken niemand erfasst.

Die Forscher berechneten, dass Migranten der zweiten Generation mit einer Herkunft aus dem Nahen Osten viermal so häufig wegen eines Gewaltverbrechens verurteilt wurden wie gleichaltrige Dänen. Dann verglichen sie die Migranten mit Dänen, die aus ähnlichen Familienverhältnissen stammten; deren Eltern genauso arm, genauso ungebildet, genauso oft arbeitslos waren.

All das verkleinerte den Unterschied. Aber eine große Differenz blieb bestehen. Die Migranten aus dem Nahen Osten waren immer noch knapp dreimal so oft kriminell wie Dänen aus ähnlichen Verhältnissen.

Nimmt man die Daumenregel von oben wieder auf und überträgt den dänischen Befund auf Deutschland, wird die Differenz zwischen Migranten und Deutschen um einen weiteren Teil kleiner. Dann wären Afghanen und Syrer jetzt noch etwa viermal so gewalttätig wie gleichaltrige Deutsche aus ähnlichen sozialen Verhältnissen.

Das ist immer noch ganz schön viel. Auch die Forscher der dänischen Langzeitstudie fragten sich, was den verbleibenden Unterschied erklären könnte. Es könnte an »territorialer Marginalisierung« liegen, an »Ghettos«, die auch in Dänemark entstanden seien.

Viele Forscher neigen dazu, das Phänomen in immer kleinere Teile zu zerlegen. Sie rechnen zum Beispiel den Einfluss der Kriminalitätsquote vor Ort heraus, der Gegend, in die Migranten ziehen. Oder sie kontrollieren für statistische Merkmale wie »Anzahl krimineller Freunde« und »Häufigkeit des Schulschwänzens«.

Wo frühere Kriminologen die Ursache für Kriminalität in einem großen »Volkscharakter« suchten, passiert heute das Gegenteil: Die Delinquenten werden statistisch in viele kleine Parzellen unterteilt. Und je mehr Einzelfaktoren die Wissenschaftler in die Rechnung aufnehmen, desto stärker verblassen die Unterschiede zwischen Einwanderern und Einheimischen.

Aber ganz verschwinden tun sie nicht. Die meisten Kriminologen sind sich an diesem Punkt erstaunlicherweise einig, auch wenn sie sich sonst über vieles streiten:

Weder Demografie noch wirtschaftliche Umstände oder die soziale Situation können vollständig erklären, wieso einige Gruppen von Einwanderern so viel öfter kriminell werden als Einheimische.

Die Frage ist: Was erklärt den Rest?

5. Ehrenlos

In den Neunzigerjahren mussten Studenten der Universität Michigan ein ungewöhnliches Experiment über sich ergehen lassen. Alle waren Männer, die einen waren im Norden der Vereinigten Staaten aufgewachsen, die anderen in den Südstaaten. Sie gaben eine Speichelprobe ab und füllten Fragebögen aus. Das eigentliche Experiment fand im Vorbeigehen statt. Beim Abgeben der Fragebögen rempelte ein großer Mann, der Teil des Experiments war, die Studenten an und nannte sie laut »Arschloch«. Bei einer zweiten Speichelprobe zeigte sich bei den Nordstaatlern: wenig. Bei den Südstaatlern kam es zu einem massiven Anstieg von Testosteron und Cortisol, Zeichen von Stress und Wut. Sie waren in ihrer Ehre gekränkt.

Die Studienleiter, die Psychologen Richard Nisbett und Dov Cohen, hatten eine Theorie, warum das so war: Der amerikanische Süden sei eine sogenannte Ehrenkultur. Dort werde großer Wert auf Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit gelegt, aber von Männern auch erwartet, dass sie die Herabsetzung der eigenen oder der Familienehre sühnen.

Die Geschichte des amerikanischen Südens ist voll von Fehden. Die Clans der Hatfields und McCoys bekriegten sich über Jahrzehnte. Die Familien siedelten in einem abgelegenen Tal der Appalachen, auf gegenüberliegenden Seiten eines Flusses. Der Streit entzündete sich mutmaßlich an einem entlaufenen Schwein, das beide Seiten beanspruchten, und am Ende waren mehr als ein Dutzend Menschen tot.

Nisbett und Cohen konnten zeigen, dass in den Südstaaten Gewalt oft nach diesem Muster ablief: Morde begannen oft mit scheinbaren Nichtigkeiten; weil irgendwer irgendwen oder dessen Mutter beleidigt hatte.

Anthropologen zufolge entstanden Ehrenkulturen häufig in Wüsten, Steppen und Tundren, in denen Herden gehalten wurden. In einer Welt voller Viehdiebe, fluchtbereitem Eigentum und schwacher Institutionen musste man das Recht in die eigenen Hände nehmen. Ehrenkulturen gab es in Ostafrika oder der Arabischen Halbinsel, in Schottland und Irland (woher die Vorfahren vieler weißer Südstaatler einwanderten), in Montenegro oder Anatolien.

Die deutsche Gesellschaft hingegen ist eine *culture of dignity,* eine Kultur der Würde. So nennen die Soziologen Bradley Campbell und Jason Manning eine Gesellschaft, die jedem Menschen einen inhärenten Wert zuschreibt, der anders als Ehre nicht erworben oder verloren werden kann; eine Gesellschaft, die Gleichmut wertschätzt und Konflikte durch neutrale Dritte und Kompromisse löst. In vielen Teilen der Welt sind Ehrenkulturen nach und nach verschwunden und zu Würdekulturen geworden. Aber in vielen Teilen Nordafrikas und des Nahen Ostens haben sie sich erhalten.

Der Pädagoge Ahmet Toprak erzählt, dass die Ehrenkultur im Türkischen in verschiedenen Begriffen seinen Niederschlag gefunden hat, zum Beispiel *şeref* (Ansehen des Mannes) oder *namus* (familiäre Reinheit, wozu auch die sexuelle Unberührtheit der Frau gehört, die direkt mit männlicher Ehre verbunden ist). Diese Werte sind viel älter als der Islam; Teile davon stehen mit ihm im Widerspruch, andere Teile aber hat die Religion bewahrt und verschriftlicht.

Ahmet Toprak hat einen Satz unzählige Male gehört: »Eigentlich bin ich nicht aggressiv …« Er ist Professor für Pädagogik und hat früher mit gewaltbereiten Jugendlichen gearbeitet, oft jungen Muslimen, die von Gerichten zu Antigewalttrainings verpflichtet wurden. Toprak war ihre letzte Chance vor dem Knast. Er hörte also öfter: »Eigentlich bin ich nicht aggressiv …«

Aber.

»Aber jemand hat mich provoziert«, sagt Toprak. »Das sagten sie: ›Aber jemand hat meine Schwester beleidigt.‹« Die jungen Männer sahen sich nicht als Täter. Sie fühlten sich schlicht in die Pflicht genommen. Sie hatten das Gefühl, das da ein Mechanismus existierte, der sie dazu zwang, sich zu wehren.

In der Sprache der Wissenschaftler heißt so etwas eine »gewaltlegitimierende Männlichkeitsnorm«. Forscher versuchen, mithilfe von Fragebögen herauszufinden, wie verbreitet sie sind und welche Rolle sie bei Gewaltverbrechen spielen.

Das kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen fragte Jugendliche in Schulen zum Beispiel, ob sie Aussagen wie diesen zustimmen: »Ein Mann, der nicht bereit ist, sich gegen Beleidigungen mit Gewalt zu wehren, ist ein Schwächling.« Oder: »Der Mann ist das Oberhaupt der Familie und darf sich notfalls auch mit Gewalt durchsetzen.« Die Wissenschaftler verglichen die Antworten damit, wer von den Schülern schon Gewalttaten begangen hatte und wer nicht.

Es war auffällig, wie unterschiedlich die Schüler den Fragebogen beantworteten: Nicht einmal drei Prozent der deutschen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund stimmten zu, wenn sie nach patriarchalen Männlichkeitsnormen gefragt wurden. Schüler mit Wurzeln in der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien sagten bei den gleichen Fragen fünfmal so häufig ja.

Diese Gruppe, die Normenbefürworter, war der Kern des Problems. Sie beging besonders viele Gewalttaten. Wenn man Schüler mit Migrationshintergrund mit deutschen Schülern verglich, sah man, dass sie viel häufiger zuschlugen als deutsche Schüler, die aus ähnlichen sozialen Verhältnissen kamen. Das lag alleine an der Minderheit unter ihnen, die an patriarchale Männlichkeitsnormen glaubte und die von ihren Eltern geschlagen wurde.

Wenn man sie in der Statistik außen vor ließ, änderte sich das Bild. Als sich die Wissenschaftler die Schüler mit Migrationshintergrund anschauten, die Männlichkeitsnormen ablehnten, stellten sie fest, dass sie sogar etwas friedfertiger waren als ihre deutschen Mitschüler aus ähnlichen sozialen Verhältnissen.

Der entscheidende Unterschied war: der Glaube an den starken Mann.

Die Befragung fand im Jahr 2008 statt. Viele der Jugendlichen stammten damals aus dem ehemaligen Jugoslawien oder der Türkei. Ein Jahrzehnt später schrieben die Forscher, dass auch viele der Flüchtlinge aus dem Nahen Osten gewaltfördernden Männlichkeitsnormen zustimmen dürften. Sie kämen schließlich aus Ländern, die ganz überwiegend von »maskuliner Dominanz geprägt« seien. Syrien, Afghanistan und der

Irak etwa gehören laut Global Gender Gap Index des World Economic Forum zu den Ländern mit der größten Ungleichheit zwischen Männern und Frauen auf der Welt.

Warum sind Migranten aus manchen Ländern also so viel gewalttätiger als Deutsche? Das ist das Ergebnis unserer groben Rechnung: Ein Drittel erklärt die Demografie. Ein Drittel erklären Bildung und Armut. Der Rest sind kulturelle Prägungen.

Das heißt nicht, dass die realen Kriminalitätsprobleme verschwinden, wenn man die verschiedenen Faktoren herausrechnet. Es kamen nun mal die, die kamen: junge arme Männer aus patriarchal geprägten Ländern.

6. Hoffnung

Statt über den Zusammenhang zwischen Migration und Kriminalität nachzudenken, kann man auch eine andere Frage stellen: Ist es heute insgesamt sicherer als vor, sagen wir mal, 25 Jahren?

Im Jahr 2000 wurden in Deutschland 960 Menschen erschlagen, erstochen oder auf andere Art getötet. Damals lebten gut sieben Millionen Menschen ohne deutschen Pass im Land, ihr Bevölkerungsanteil lag bei 8,8 Prozent. Im Jahr 2024 stieg ihr Anteil auf zwölf Millionen und 15 Prozent. Und es starben 584 Menschen durch Gewalt.

Im vergangenen Vierteljahrhundert hat sich der Ausländeranteil also fast verdoppelt und die Mordrate fast halbiert.

Deutschland hat eine der niedrigsten Mordraten der Welt, tödliche Gewalt ist sehr selten.

Die Zahl der Raubüberfälle? Hat sich seit Mitte der Neunziger fast halbiert. Die Zahl der Autodiebstähle? Liegt bei einem Drittel des Niveaus der Jahrtausendwende. Auch die Zahl der Wohnungseinbrüche hat sich in den vergangenen zehn Jahren halbiert. Dabei dürfte eine Rolle spielen, dass Autos und Wohnungen heute besser gesichert sind als früher; das erklärt aber nicht, warum es weniger Raubüberfälle gibt.

Anders sieht es mit Gewaltkriminalität aus. Sie liegt auf dem höchsten Stand seit 2007. Und seit 2018, dem Jahr, ab dem die Zahlen einigermaßen vergleichbar sind, ist

die Zahl der Vergewaltigungen, Nötigungen und sexuellen Übergriffe um 40 Prozent gestiegen. Dieser Anstieg hat auch mit Migration zu tun. Flüchtlinge stellen vier Prozent der Bevölkerung, aber zehn Prozent aller Tatverdächtigen bei Körperverletzungen und zwölf Prozent bei Vergewaltigungen.

Ein Teil des Anstiegs in beiden Bereichen dürfte auch daran liegen, dass solche Straftaten eher angezeigt werden als früher. Die Sensibilität ist gestiegen. Mehr Menschen gehen zur Polizei, wenn ihnen etwas geschieht.

Ist es 2025 gefährlicher, in Deutschland zu leben, als in den Neunzigern oder Nullerjahren? Da kommt es darauf an, worauf man schaut. Es gibt weniger Tötungen und Diebstähle, aber mehr körperliche Gewalt und Sexualdelikte. Ja, ohne die Fluchtmigration wäre Deutschland etwas sicherer. Aber in keinem Fall ist die Kriminalität im vergangenen Jahrzehnt explodiert.

Das liegt auch daran, dass in den letzten Jahrzehnten eine sehr wirkmächtige Entwicklung stattgefunden hat, die alles andere überlagert hat: Die Deutschen sind älter und sanfter geworden. Deutsche Staatsbürger begehen heute pro Kopf ein Drittel weniger schwere Körperverletzungen als 2009, eine Art friedliche Revolution, die auch die Jüngeren erfasst hat. Deutsche Teenager prügeln sich heute viel seltener als noch vor 15 Jahren. Viele Kinder wachsen heute gewaltfrei auf. Sie bekommen mehr Zuwendung von ihren Eltern. Sie machen höhere Abschlüsse.

Diesen Wertewandel haben die neuen Zuwanderer noch nicht mitgemacht. Aber die, die vor ihnen kamen, schon. Denn unter den immer sanfteren Deutschen haben viele einen Migrationshintergrund, vor allem die Jüngeren.

Das Land war schon vor 2015 ein multikulturelles Land. Es hat Arbeitsmigranten aus der Türkei aufgenommen, Flüchtlinge aus Jugoslawien, Spätaussiedler aus Russland und EU-Bürger aus Osteuropa. Viele der Neuankömmlinge hinterließen anfangs tiefe Spuren in den Kriminalstatistiken. Und viele dieser Spuren verblassten mit der Zeit.

Korrekturhinweis: In einer früheren Fassung des Textes wurde der Kriminologe Christian Walburg mit den Worten zitiert, dass der Faktor Demografie knapp ein Drittel der Überrepräsentierung von Ausländern gegenüber Deutschen in der Kriminalstatistik erkläre. Das ist nicht korrekt. Vielmehr sinkt die Tatverdächtigenrate

der ausländischen Bevölkerung um ein Drittel, wenn man für deren besondere Demografie kontrolliert. Wir haben den Fehler korrigiert.